

MARLEN HAUSHOFER

Entfremdung

Zunächst fiel es Georg Sailer gar nicht auf, daß Hedwig zwei Wochen lang nichts von sich hören ließ. Vergraben in Berge von Akten – er war ein außerordentlich beschäftigter Anwalt – nahm er ihr Nichterscheinen hin, ohne darüber nachzudenken. Seit acht Monaten pflegte Hedwig ihn einmal wöchentlich zu besuchen, und in dieser Zeit hatte sie niemals auch nur die leiseste Spur von Launenhaftigkeit gezeigt. Irgendein unerwartetes Ereignis mochte eingetreten sein, Besuch, eine leichte Erkrankung der Kinder oder ähnliches.

Georg Sailer liebte Hedwig, so sehr es seine Geschäfte und seine vorsichtige Natur erlaubten, sogar ein wenig heftiger, aber das wußte er selbst nicht. Erst als auch die dritte Woche verstrichen war, fing er an, unruhig zu werden. Die letzten Tage der Woche waren aber so mit Arbeit vollgepreßt, daß er sich dieser Unruhe erst am Sonntagmorgen bewußt wurde.

Sie ist also wieder nicht gekommen, dachte er und starrte auf sein Spiegelbild. Er legte den Rasierpinsel hin und setzte sich auf den Rand der Badewanne. Systematisch begann er ihr letztes Beisammensein noch einmal durchzugehen. Hatte sie irgend etwas Ungewöhnliches gesagt oder getan, und wie hatte er selbst sich benommen? Aber er wußte ganz sicher, es hatte nicht die leiseste Verstimmung gegeben. Im Gegenteil, der Abend war ihm als besonders reizend und erfreulich in Erinnerung geblieben. Seither waren also mehr als drei Wochen vergangen, ohne daß Hedwig sich gemeldet hatte. Irgend etwas war an dieser Sache nicht geheuer. Er konnte nun den Dingen ihren Lauf lassen. Kam Hedwig wieder, sollte es ihm recht sein, kam sie nicht, blieb ihm vielleicht ein weit unangenehmeres Ende dieser Episode erspart. Wie alle Männer haßte er nichts mehr, als einer Frau schonend beizubringen, daß seine Gefühle für sie erloschen waren.

Während er so auf dem Rand der Wanne saß, wurde ihm aber

klar, daß er keineswegs schon genug hatte von Hedwig, und der Gedanke, er werde ihr Gesicht vielleicht nie wiedersehen und ihr Lachen nie mehr hören, versetzte ihn, zu seinem eigenen Staunen, in leise Panik.

Besonders ihr Lachen hätte er vermißt. Dieses Lachen, das nicht einer animalischen Lebensfreude entsprang, sondern immer klang, als sei sie soeben atemlos einer Gefahr entronnen und könne es noch gar nicht fassen, glücklich gerettet zu sein. Manchmal hatte ihn dieses Lachen ernstlich gerührt. Offenbar war es Hedwig lange Zeit nicht gutgegangen, er wußte natürlich nichts Näheres darüber, denn sie hatten, schon aus Zeitmangel, darüber nie gesprochen.

Wahrscheinlich hatte er sich überhaupt viel zu wenig um sie gekümmert. Er nahm sich vor, das nachzuholen, obgleich er nicht wußte, wann und wie, denn es war ja vor auszusehen, daß er doch wieder nicht Zeit und Gelegenheit dazu finden werde.

Er konnte Hedwig erst am nächsten Tag anrufen, da am Sonntag ihr Mann zu Hause war, und so beendete er verstimmt seine Toilette und ging ins nächste Kaffeehaus.

Über den Morgenzeitungen vergaß er Hedwig vollkommen.

Am nächsten Tag kam er erst gegen elf Uhr dazu, Hedwig anzurufen. Sie suchte ein paar Minuten nach lahmen Entschuldigungen für ihr Ausbleiben, und Georg wollte schon verärgert den Hörer auflegen, als sie, wie nach plötzlichem Entschluß, ihren Besuch noch für denselben Abend ansagte.

Der Tag brachte übrigens eine Menge Ärger mit sich, und als Georg um sieben Uhr abends in seinen Wagen stieg, fühlte er sich so leer und ausgehöhlt wie nach einer unmenschlichen Anstrengung. Den ganzen Tag lang hatte er verhandelt, telephonierte, Briefe diktiert, Akten gelesen, und es war so wenig oder, besser gesagt, gar nichts dabei herausgekommen, daß er den Tag ebensogut hätte im Bett und schlafend verbringen können.

Wie immer besserte sich aber auch heute seine Laune während desfahrens. Die Tatsache, daß er mit seinen großen, geschickten Händen den Wagen so sicher durch den auf und nieder branden-

den Verkehr lenkte, verschaffte ihm die Illusion, etwas Vernünftiges und Nützliches zu tun, eine Arbeit, die Sinn hatte, und sei es auch nur den, ihn eine Strecke Weges weiterzubefördern.

Hedwig erschien ein wenig verspätet, auch sie erschöpft von einem langen Tag. Ihr Gesicht zwischen seinen Händen haltend, fand Georg, sie sehe verändert aus. Es war Hedwigs vertrautes Gesicht, aber doch wiederum ein ganz fremdes. Es mochte aber auch an ihm selbst liegen. Plötzlich hatte er das Gefühl, es sei ein unerhörtes Wagnis, sich auch nur dreieinhalb Wochen von einem Menschen zu entfernen, den man zu lieben glaubte.

Als er sie küßte, schien es ihm, sie starre ihn erschrocken an.

»Georg«, sagte sie, »ich könnte es natürlich dabei bewenden lassen, daß ich einfach zu kommen verhindert war. Du würdest mir sogar glauben oder zumindest nach den alten Spielregeln so tun, als glaubtest du, aber ich sehe nicht ein, warum ich dich heute zum erstenmal belügen sollte. Du wirst zwar letzten Endes wahrscheinlich wünschen, ich hätte dir diese Geschichte nie erzählt, außerdem wirst du dich langweilen – alle Geschichten, in denen wir nicht selbst vorkommen, langweilen uns ja. Noch dazu aber ich es gar keine wirkliche Geschichte, sondern nur ein Traum. Aber da dieser Traum mich dazu bewogen hat, nicht mehr zu dir zu kommen, sollst du ihn auch hören.

Wie du weißt, hab' ich die schlechte Gewohnheit, wenn ich übermüdet bin, Schlafpulver zu nehmen; an jenem Abend, ich erinnere mich deutlich, hab' ich aber keines gebraucht.

Ich muß ganz übergangslos eingeschlafen sein. Jedenfalls befand ich mich plötzlich in einem winzigen Zimmer im dritten Stock eines häßlichen Zinshauses. Eigentlich war das Zimmer nur eine Kammer, in der es nichts gab als ein zerlumptes Bett. Dieses Bett stand vor einem breiten Fenster, und ich konnte, darauf kniend, einen mittelgroßen Platz überblicken, begrenzt von mächtigen Häusern im Stil der achtziger Jahre. Das protzigste dieser Gebäude, am anderen Ende des Platzes, trug in goldenen Buchstaben die Inschrift »Palast-Hotel«.

Ich sah also auf diesen fremden und doch vertrauten Platz hinaus, sah die Passanten, die Autos, eine Straßenbahn und kleine

Schwärme von Tauben, die von einem Fenstersims zum anderen flatterten.

Es mußte Sommer sein, nach den kümmerlichen Bäumen zu schließen; der Himmel war von einem stählernen Blau, aber ich konnte die Sonne nicht sehen. Das Licht, ein kaltes weißes Licht, schien viel eher von den Mauern der Häuser auszugehen.

Dieser steilgewölbte Himmel ohne Sonne hatte etwas Trauriges und Beklemmendes. Ich erinnere mich, daß meine Kinder zu irgendwelchen Freunden spielen gegangen waren und mußte mit Gewalt den Gedanken verscheuchen, es könne ihnen eine Gefahr drohen.

In diesem Moment entdeckte ich meine Zimmergenossin, ein halbwüchsiges Mädchen, das man, wie mir plötzlich einfiel, meiner Obhut anvertraut hatte. Ein wenig unordentlich, mit lichtem, verwirrtem Haar über den hellblauen Augen, stand es vor mir und fragte: »Warum kann man die Sonne nicht sehen?«

Aus irgendeinem Grund schien es mir gefährlich, das Fehlen der Sonne zuzugeben, und so verwickelte ich das Mädchen in ein belangloses Gespräch. Es gelang mir auch tatsächlich, sie abzulenken. Ich hatte erreicht, daß sie jetzt, auf dem Bett liegend, nur mich sehen konnte, während ich noch immer den Platz überblickte.

Und dann sah ich den großen Hahn. Er mochte schon die ganze Zeit hindurch auf dem Gehsteig gestanden sein, ich hatte nur nicht in diese Richtung geschaut. Übermannsgroß, auf federbehosten schillernden Beinen, mit purpurrotem Kamm und schwarzem Schnabel stand er ganz ruhig und sah unsagbar fremd und prächtig aus.

Das Mädchen hatte sich aufgerichtet und klatschte entzückt in die Hände. »Wie schön«, rief sie, »wie schön.« Da ging ein kleiner Junge vorüber, die Schultasche auf dem schwächtigen Rücken, die Augen gesenkt, wie sich eben schüchterne kleine Jungen aus der Schule heimtrollen.

Der große Hahn neigte sich, faßte den dünnen Hals des Kindes mit dem schwarzen Schnabel und stolzierte, den zuckenden, strampelnden Körper hin und her schlenkernd, über den Platz

und verschwand im ›Palast-Hotel‹. Nichts blieb zurück als die kleinen Brillen des Jungen, die auf dem Pflaster zerbrochen waren.

›Was ist das?‹ rief mein Schützling. ›Was tut er mit ihm?‹

›Nichts‹, sagte ich mühsam, ›nichts, sie spielen nur Theater.‹

Erleichtert ließ sie sich aufs Bett zurückfallen. Ihr Gesicht war noch ganz jung und so vertrauensvoll, daß es fast ein wenig töricht erschien.

Der Gedanke an meine Kinder fing wieder an, mich zu quälen. Das Mädchen hatte jetzt die Augen geschlossen und schien einzuschlafen. Ich wagte einen vorsichtigen Blick durchs Fenster und sah, was ich gefürchtet hatte zu sehen: der Platz lag menschenleer, auf den verlassenen Gehsteigen schritten einzeln oder in Gruppen die fürchterlichen Hähne. Das weiße Licht lag auf ihren schwarzglänzenden Schnäbeln, dem schillernden Gefieder und purpurnen Kämmen. Und alle traten sie durch das Tor des ›Palast-Hotels‹.

Ein Stockwerk unter mir hatte ich schon früher vier Männer entdeckt, die in einer Art Laube um einen dunklen Tisch saßen. Keiner von ihnen warf auch nur einen Blick auf den Platz hinaus; außerordentlich ernst und bekümmert tranken sie aus halbgefüllten Gläsern.

Ich beschloß, sie aufzusuchen und um Rat zu fragen, denn es war doch unmöglich, so schien es mir wenigstens, daß sie so ruhig beim Wein saßen, während die Stadt von Greueln erfüllt war.

Sie begrüßten mich sehr höflich, und ich erinnerte mich nun auch, sie schon früher gekannt zu haben. Einer war Arzt, der andere Priester in Zivilkleidung, der dritte Musiker, den Beruf des vierten hatte ich vergessen.

Auf meine entsetzten Fragen, ob sie denn nicht wüßten – verständigten sie sich untereinander mit raschen Blicken, und der Musiker schlug mir vor, ein starkes Betäubungsmittel einzunehmen. Schon griff der Arzt nach seiner Tasche, als ihm der Priester abwinkte. ›Die Dame‹, sagte er, ›kann ruhig die Wahrheit hören, und die Wahrheit ist, daß sie schon in der Offenbarung des Johannes erscheinen.‹

Schwindel erfaßte mich und ließ meinen Kopf auf die Tischplatte sinken. Undeutlich hörte ich den Disput der Männer.

Sie zählten eine Menge Namen von Leuten auf, die die großen Hähne vorausgesehen hatten.

›Wie gut‹, sagte ich, ›daß diese wenigstens tot sind und in Sicherheit.‹ Sie sahen mich gütig an und nickten, nur der vierte, dessen Beruf ich vergessen hatte, murmelte: ›Wir wissen nichts über die Sicherheit der Toten . . . es wäre möglich . . .‹

Daß man auch noch die Geborgenheit der Toten anzuzweifeln wagte, erfüllte mich mit Entsetzen.

Ich stand auf und schwankte die Stiege hinauf. Ein paar Weiber drängten sich an mich und zeigten mir unter Gewinsel seltsame bräunliche Flecken auf ihren Kleidern, die zusehends wuchsen. Dieses lautlose Anwachsen des Unheils erschreckte mich so sehr, daß ich in mein Zimmer flüchtete und aufatmend die Tür hinter mir zuschlug.

Mein Schützling saß auf dem Bett und blickte mir vertrauensvoll entgegen. Ich versuchte zu lächeln, sie lächelte strahlend zurück.

Der Platz lag nun verödet unter dem steilen blauen Himmel. Eine Prozession weißgekleideter Kinder quoll aus einer Gasse hervor und stob mit wehenden Röckchen und Bändern, von unsichtbaren Treibern gehetzt, über den Platz in das weitgeöffnete Tor des ›Palast-Hotels‹.

Ich zog den Vorhang zu und drückte das Mädchen nieder aufs Bett. Dann versuchte ich die Tür zu versperren. Aber das Schloß war zerbrochen, und der kleine Eisenriegel, den es außerdem gab, fiel mir vor die Füße.

Jetzt sah ich deutlich, wie krank das Holz der Tür war, und nicht nur das Holz war krank, auch die Mauern, die Pflastersteine, ja selbst die Licht- und Telephondrähte waren es.

Die Stadt lag im Sterben, unter dem teilnahmslosen ewigblauen Himmel starb die Welt dahin.

Ich dachte noch einmal an meine Kinder, die längst verloren waren, verloren wie die Kinder im ›Palast-Hotel‹, die vier Männer unter mir und wie ich selbst. Dann setzte ich mich auf das

Lumpenbett und zog das Mädchen an mich. Ihre lichten Augen waren gläubig und unwissend, und ich drückte ihre weiße runde Stirn fast heftig gegen meine Schulter.

Und dann sah ich auch auf unseren Kleidern die gefräßigen braunen Flecken auftauchen und wachsen als einen fremden tödlichen Pilz.

»Aber«, sagte das Mädchen im Halbschlaf, »der große Hahn war doch schön.«

»Ja«, sagte ich, »sehr schön.«

»Und er hat dem Kind nicht weh getan, es war nur ein Spiel? Klang nicht eine heimliche Unruhe und Furcht aus dieser Stimme?

»Nur ein Spiel«, bestätigte ich und streichelte den zarten flaumbedeckten Nacken.

Sie seufzte tief auf und schlang die Arme um meinen Hals. Ich wurde allmählich sehr müde, aber noch immer mußte ich denken. Hier saß ich, eine Frau in zerbröckelnden Kleidern, die das letzte Kind unserer Welt in den zerfallenden Armen hielt.

Und während sich die fremde Krankheit durch mein Gewand bis in mein Herz fraß, vernahm ich die Atemzüge des Mädchens an meinem Ohr schwächer und schwächer werden.

Als sie stockten, fingen meine Augen zu weinen an, und ich dachte noch immer und wußte, daß keiner meine Tränen sah.«

»Das«, schloß Hedwig, »ist alles. Ich bin erwacht oder vielmehr, ich bin dort auf dem Bett sitzend eingeschlafen und träumte einen letzten Gnadentraum. Und jeden Augenblick kann ich erwachen und werde wieder die großen Hähne vor dem »Palast-Hotel« sehen, aber es gibt kein Kind mehr, auf das sie Jagd machen könnten.«

Georg war ans Fenster getreten. »Aber«, sagte er schließlich, »ich kann nicht einsehen, was dieser zweifellos abscheuliche Traum mit uns zu tun haben soll. Gerade jetzt solltest du versuchen, das alles bei mir zu vergessen.«

»Begreifst du denn nicht«, sagte sie ruhig, »daß es unmöglich ist. Alle Küsse und Zärtlichkeiten der Welt können mich nicht vergessen lassen, wie die weißgekleideten Kinder über den Platz getrieben wurden.

Ich weiß, es liegt nicht in meiner Macht, auch nur das Geringste daran zu ändern, ich bin ja nicht einmal selbst ganz frei von Verrat und Treulosigkeit. Die großen Hähne, mußt du wissen, sind nämlich wirklich schön.

Sicher wäre ich vor ihre mitleidlosen Schnäbel gerannt, wenn man mir nicht dieses fremde Kind anvertraut hätte. Und ich war nicht imstand, es zu beschützen.«

Sie kniete auf dem Diwan neben ihm und legte die Arme um seinen Hals. »Ich sehe«, sagte sie, »ich kann's dir nicht klarmachen, du warst ja nicht dabei.«

Georg blieb allein zurück und überlegte, vor seinem Rotwein sitzend, ob es nicht doch vielleicht ein Glück für ihn sei, daß sie ihn verlassen hatte. In ihrer neuen Verfassung war sie keineswegs das, was sich ein Mann nach des Tages Mühen wünschen konnte.

Aber er wußte auch, daß es nie mehr so werden konnte wie zuvor. Hedwig war fortgegangen und hatte ein Stück seiner Sicherheit und Ruhe mit sich genommen.

Es war geradeso, als habe jemand ein Loch durchs Dach gebohrt, durch das er, Georg, nun das unendliche sternenfunkelnde Firmament sehen konnte. Und ein Hauch dieser tödlich fremden, kalten Welten sickerte in sein komfortables Zimmer und verwandelte es in einen winzigen Käfig, voll mit altem Plunder.

Für die Dauer einer Minute war er nicht mehr der erfolgreiche Anwalt Georg Sailer, sondern ein Nichts.